

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 24. — Sonntag (Trinitatissfest), den 11. Juni 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

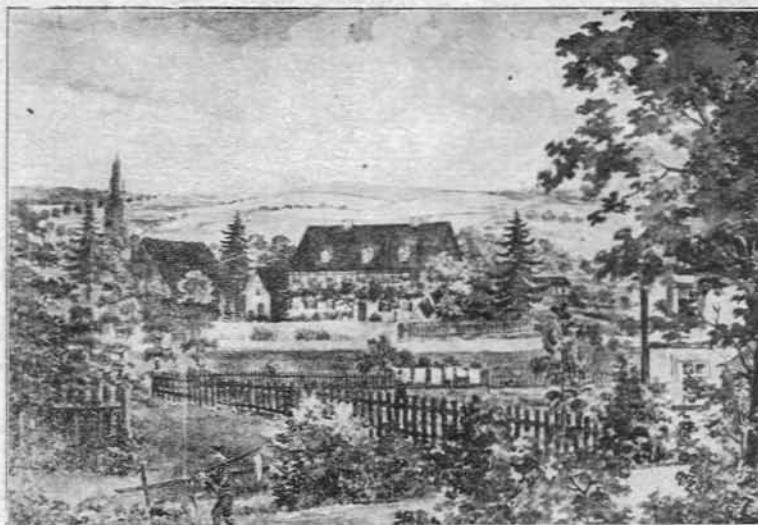
Das kurfürstliche Jagdhaus in Lauter

Noch ist kein volles Jahrhundert vergangen, seitdem der landesherrliche Besitz des ehemaligen kurfürstlichen Jagdhäuses in Lauter von der Flutwelle erzgebirgischen Gewerbe- und Industriefleisches erfaßt wurde, und schon deckt die Schleier der Vergangenheit die Jahrhunderte eines landesherrlichen Stützpunktes, der für die kolonialistische und kulturelle Entwicklung unserer Bergheimat über den örtlichen Rahmen hinaus von größter Bedeutung ist. Was sich von dem alten Jagdhaus erhalten hat, das ist gerade noch der Name. Heute wissen etwa 700 Arbeiter eines großen Industriewerkes auf der Stelle des einstigen Jagdhäuses aus der alten, angeborenen Treuehängigkeit zur volksmundlichen Ueberlieferung, daß sie ihr Tagewerk im „Forsthof“ verrichten. Von dem Leben und Treiben auf dem Hofe in alten Zeiten aber, von der Herrschaftsgewalt, welcher die Kreisinsassen frönpflichtig unterworfen waren, von den kurfürstlichen Hirschfesten, die ein üppiges Jagdleben an den alten Mauern vorüberslufen ließen, von den Lasten und Seufzern, unter denen die Jagdfröner und Untertanen vornehmlich bei den andauernden und anstrengenden Wolfs- und Bärenjagden schmachteten, und von den festlichen Gastmählern des Hegegerichts, das unseren Altvordern schließlich zur schwersten Bürde wurde, davon vermag nicht einmal mehr das alte, ehrwürdige Herrschaftsgebäude selbst zu zeugen. An Stelle des biederen Fachwerkbaues mit seinem Schindeldach trockt heute ein gewaltiger Industriekomplex im stampfenden Rhythmus der Arbeit. Auch die übrigen Bestandteile des Herrschaftshofes, der Zug- und Zuchtwiehstall, Scheune und Schuppe unter einem Dach, das Kellerhaus, das Backofenhaus und das Wasserhaus, das alles ist mit untergegangen.

Die Geschichte des kurfürstlichen Jagdhäuses, oder des Forsthofes, wie es auch genannt wird, führt uns zurück in die Zeit, als es noch seinem Zwecke zu dienen hatte und als es der Sitz des kurfürstl. sächs. Oberförsters für den Oberforst Lauter war, umfassend die Reviere Lauter, Antonthal, Bockau und Sosa. Schon um das Jahr 1600 bestand der Oberforst Lauter in jener Ausdehnung. Seit dem Landwirtschaftsförderer Vater August waren die Kurfürsten von Sachsen eifrig Jagdfreunde, für die die wildreichen ausgedehnten Wälder des Erzgebirges eine unaus schöpfliche Gelegenheit für ihre Hofjagden boten. Johann Georg I., der 1611 bis 1656 regierte, erlegte als einer der gewaltigsten Jäger von 1611 bis 1653 in den erzgebirgischen Wäldern 15 228 Hirsche, 29 196 Eber, 203 Bären, 1543 Wölfe, 200 Luchse, 11 811 Hasen und 18 957 Füchse. Für den Oberforst Lauter war der Forsthof der administrative Aus-

gangspunkt der kurfürstlichen Jagden. Wolfszeug, Eisen zum Bärenfang, Bärenwagen und Bärenkasten waren das Fangzeug für die gefährlichsten Raubtiere unserer vergangenen Tage und mußten durch die Jagdfröner befördert und geführt werden. Die Wolfsjagd begann immer bei einem gesunkenen Schnee und wurde im Laufe der Zeit immer stärker betrieben. Schon Ausgangs des 17. Jahrhunderts erlebte die Gemeinde Lauter deshalb von dem Landesherrn eine Milderung der drückenden Jagdlasten. Täglich hatte sie 23 Mann für die Jagd zu stellen, die um jene Zeit bei jeder Jagd bis an die 20 Raubtiere eingefangen haben. Zu dem Jagddienst aber kamen noch der Spann- und Handfron, das Briefetragen und Botenschilaufen für das Forsthaus, das die Frondienstpflichtigen fast täglich zu Leistungen verpflichtete. Ein Hilfeschrei aus dem Jahre 1693 an den Landesherrn Johann Georg IV. veranschaulicht die verzweifelte Lage der armen Bevölkerung. „Stark wurde die Jagd in den letzten Jahren betrieben. Die armen Unterthanen werden dazu bißweilen ganz unverhofft und ganz nach Belieben der Jägerei angestellt. Vor allem die Wolfsjagd stellt große Anforderungen an die Unterthanen, die dabei halb nackend und unbekleidet sehr erfrieren,

zu dem Jagddienst aber kamen noch der Spann- und Handfron, das Briefetragen und Botenschilaufen für das Forsthaus, das die Frondienstpflichtigen fast täglich zu Leistungen verpflichtete. Ein Hilfeschrei aus dem Jahre 1693 an den Landesherrn Johann Georg IV. veranschaulicht die verzweifelte Lage der armen Bevölkerung. „Stark wurde die Jagd in den letzten Jahren betrieben. Die armen Unterthanen werden dazu bißweilen ganz unverhofft und ganz nach Belieben der Jägerei angestellt. Vor allem die Wolfsjagd stellt große Anforderungen an die Unterthanen, die dabei halb nackend und unbekleidet sehr erfrieren,



Das kurfürstliche Jagdhaus in Lauter.
(Nach einem Aquarell von M. Ruscher.)

auch vielmehr Schläge und andere ungemach aufzustehen müssen und endlich, wenn sie wieder nach Hause kommen und weder in Küch noch Keller etwas gefunden, Hunger leiden und ungenug schlafen gehen müssen, auf den höchsten Grad aufgesogen und mürbe gemacht worden.“

Selbst aber ein halbes Jahrhundert später noch ist die Wolfsjagd im vollen Gange. Noch immer bringen die Lauterer Jagdfröner das Wolfszeug regelmäßig zu den Jagden vom Forsthof nach dem Jägerhaus auf den Ochsenkopf und zurück. Die Spanner allein von Lauter frönten um jene Zeit bei einer Jagd mit 37 Wildpreßfuhren. Denn die Insassen des Amtes Schwarzenberg waren dem Landesherrn nach altem Herkommen und nach den Spannrezzessen zur Leistung der Wildpreßfuhren bis in das Amt Grünhain verpflichtet. Von den Wolfsgruben finden wir heute noch sichtbare Ueberreste in der Abteilung 26 des Lauterer Staatsforstreviers, wo nachweislich anfangs des 18. Jahrhunderts noch Bären und Wölfe gefangen wurden. Da sah der Forsthof lebende Bären. Sechs Wächter standen des Nachts bei den Bestien Wache, um sie nächsten Tags nach Grünhain zu führen. Zum großen Hirschfest Seiner Durchlaucht 1678 leistete Lauter 446 Taaesfuhren, 140 hiervon allein von Lauter nach Schneeberg. Welch eifiges Ein und Aus mag auch hierbei der Forsthof erlebt haben. — — — Die wilde Jagdzeit des alten Forsthofes war längst ein Stück ver-

funkener Romantik des Mittelalters geworden, als ein Schadensfeuer die Mauern des Hauptgebäudes zerstörte. Im Jahre 1835 sind die Jagdfrondienste der Gemeinde mit 75 Thlr. gegenüber dem Staatsfiskus für alle Zeiten abgelöst worden. Nachdem die weiten Liegenschaften des Forstgutes vom Dorfbache bis an den Burkhardtswald verschiedentlich veräußert worden waren, wurde das Grundstück 1855 vom Staate zum freihändigen Verkauf angeboten. Friedrich August Gnüchtel, der Begründer der heimischen Emaillewarenerzeugung, erwarb den Forsthof. Er begann dort die Löffelfabrikation und setzte das große Werk der Industrialisierung fort, das sich gar bald Weltruf eroberte und das heute in den unübersehbaren Fabrik-Anlagen der Sächsischen Emaillier- und Stanzwerke vorm. Gebr. Gnüchtel A.-G. mit einer zahlreichen Belegschaft ein überwiegender Nährzweig der Bevölkerung ist. E. Bauersachs.



Eine erzgebirgische Dorfgeschichte von Max Geißler. (10. Fortsetzung.)

„Und wohin wollt ihr denn mitsammen?“

„Zu meinem Bruder in das Bayrische hinein. Dort sind die Leut weidli gut und mein Bruder hat dort einen Zirkus. Den gehn wir suchen.“

„Wieviel seid ihr denn mitsammen?“

„Delf,“ sagte die Frau, „zwei Männer, zwei Frauen, ein großes Madl, eben die für den Zirkus, und sechs Kinder.“

„Und zu Fuß wollt ihr wandern ins Bayrische? Und bei dem Mortsturm?“

„O naa, der Janos kommt mit dem Wagen und den Pferden heut auf den Abend.“

„Der Janos, wer ist denn der?“

„Halt so ein Bursch von achtzehn Jahren. Auch für den Zirkus. So, nu hast aber so viel gefragt, Mann, daß ein Korb Erdäpfel der Lohn sein könnte für mein' Antworten.“

„So geh herein, Frau, mit dem Würml.“

Der Zachenhesselhans schob den Riegel von der Tür und ließ das Weib herein. Aber den Riegel stieß er wieder zu.

„So seß dich, da hab ich grad einen Korb voll; wollen einschütten.“

Ob noch ein haus wär' daherum außer dem obigen? fragte die Zigeunerin.

„Außer der Unruh meinst? Nein.“

Die Höll war nicht zu sehen von da aus, und kundschaften gehen die bei dem Sturmwind nicht, dachte der Hans. Und genug war's auch, wenn sie auf dem Zechenhaus gebettelt hatte

Mit einem „Bergelt's Gott“ schritt das Zigeunerweib danach wieder in den Spätherbststurm.

Der stand auf dem Berg und blies die Posaune.

Während der Hans vom Fenster aus zuschaute, wie sich das fahrende Volk drüben sein Mahl richtete, wurden Männerstritte hörbar auf den Fliesen vor dem Hause. Die Männer waren von der andern Seite aus dem Walde getreten, der nach der Höll zu lag. Der Zachenhesselhans sah durch die Scheiben —

„Hui — ein Förster und zwei Heger! Jetzt, Leute, jetzt werden sie euch einen Weg weisen!“

Aber die Männer schauten nur eine kleine Weile hinüber nach den Zigeunern, dann drückte einer auf die Türklinke am Zechenhaus.

„Zu mir wollen sie?“

Der Zachenhesselhans hing die Pfeife in den linken Mundwinkel. Das geschah nur, wenn er ärgerlich war; und die Kappe rückte er sich ein wenig aus der Stirn.

„Willkommen mitsammen. Treten S' ins Stübl, die Herren. Was verschafft denn dem Zachenhesselhans die Ehr? Bitt schön, wollen S' nit Platz nehmen? Ein Schnaps wär' auch daheim.“

Der Förster hatte sich auf die Ofenbank gesetzt. Die Heger waren an der Tür stehen geblieben, und der Förster tat ein Büchlein aus dem grünen Rock. Die Gewehre hatten alle drei bei sich behalten.

Sonst, wenn ein Heger ins Zechenhaus gekommen war, hatte er die Flinte bei der Tür aufgehängt, wo das Gehörn vom Rehbock angeschlagen war; diese drei aber taten, als kämen sie von Amts wegen und setzten kalte Gesichter auf, als kennten sie den Mann aus dem Zechenhaus nicht.

Der Förster schaute in sein Buch.

„Franz Winter, vierundzwanzig Jahre alt, von Gottesgab — wohnt der hier?“

„Aha,“ dachte der Hans, und sagte:

„Von Gottesgab ist er eigentlich nicht. Wo der auf die Welt gekommen ist, weiß man nicht genau. Aber Franz Winter schreibt er sich; denn, müssen S' wissen, was die Winterkath war, die werden Sie nicht mehr bekannt haben, dieselbig ist seine Mutter. Ist aber nun schon tot. Heißen tun Sie ihn den Winterkathfranz“ . . .

„Ob er hier wohnt?“

„Zu Zeiten, meine Herren, zu Zeiten. Augenblicklich werden Sie ihn aber nicht antreffen daheim. So müßten sich die Herren schon einmal heraufbemühen. Ist etwas auszurichten für den Franz, was Sie mir anvertrauen möchten?“

Der Zachenhesselhans hatte die Pfeife längst wieder im rechten Mundwinkel aufgehängt und ließ, wie er auf dem Holzstuhle saß, die Spitzen der Finger seiner beiden Hände miteinander spielen. Solch ungemütliches Reden machte ihn rebellisch und seine Worte und Blicke spitz.

„Was treibt dieser Franz Winter eigentlich?“

„Ein Holz rücken wird er und Stöcke roden tät er dazwischen, sagt er. Na, und wenn er's sagt, so wird's halt wohl so sein.“

„Haben Sie gesehen, daß der Franz Winter ein Gewehr mit sich führt?“

„Nein, ins Zechenhaus hat er keins getragen.“

„So müssen wir eine Haussuchung halten. Franz Winter gilt als ein gefährlicher Wilderer, der sein lichtscheues Handwerk in vollem Umfang von hier aus betreiben soll.“

Der Zachenhesselhans unterbrach das Spiel seiner Finger nicht.

„Haussuchen wollen S'? Bitt schön! Da ist die Stube. Ich bitte, sich nur umzuschauen darin. Und die Treppe hinauf ist's unterm Dach. Die Stalltür führt unter der Treppe hinaus. Ich bitte, nur einzutreten.“

Wie sie unterm Dach gewesen waren und auch den Stall abgeschrägt hatten, ging der Förster grüßend von dannen. Die Heger warfen dem Zachenhesselhans einen Blick zu und lächelten.

„So, Franz,“ sagte der Zachenhesselhans, „auf dieselbig Weiß könnt' einer dich loswerden im Wald. Jetzt, wohin gehst du denn? Ah, zu den Zigeunern.“

Eine Weile redeten sie mit ihnen; der Mann mußte das Mauerlein aus feuchtem Rasen höher um den Brand bauen, daß der Wind nicht in das glühende Reisig blasen und den roten Hahn durch den Wald jagen konnte. Dann verschwanden die grünen Röcke im Wald.

Und der Sturm heulte hinter ihnen drein und über ihnen spielte er die Orgel.

„Jetzt, Bursch, paß acht, es sind dir dreie auf der Fährte!“ begann der Hans sein Zwiegespräch mit sich selber von neuem.

An einem solchen Tage, wo einer nicht aus dem Hause gehen kann, weil sonst die Landfahrer eine Belagerung oder

eine Eroberung vornehmen und sich, solange es ihnen gefällt, unter dem Moosdach oder am Kachelofen heimisch machen möchten, da war es ein Glück, daß der Zachenhesselschans ein halbes Schaf Hafer vom Hans-Tonl in seinem Stall untergebracht hatte. Das war geschehen, damit eine Arbeit zu verrichten war im Haus, wenn's dem Winter einfiel, einen Schnee herunterzuwerfen bis ans Dach. Denn eh sich da einer eine Turt wühlte oder schaufelte bis zur Höll — ach das geht ja gar nicht, wenn ein richtiger Schnee gefallen ist!

So machte sich der Zachenhesselschans daran, ein Tuch auf die Diele zu breiten und den Holzbock daraufzustellen. Auch zwei Armvoll Hafer schleppie er herbei, band die Schüttens auf, nahm eine Handvoll Halme und schlug diese mit den Rispen gegen das Querholz des Bockes. Hui, sprangen die Körner! —

Leider dem Haferschlagen ging draußen der Tag vorbei. Er hatte es gar nicht richtig hell bringen können heute um den Sonnenwirbel: immer waren die Nebel durch das Licht gebrannt, weil der Wind hinter ihnen dreinpeitschte, wie hinter einer Schar grauer Steppenpferde.

Ab und zu, weil's draußen anfing, noch dämmeriger zu werden und die Uhr auch schon vier gerufen hatte, schaute der Alte gegen das Zigeunerlager, ob sie drüber zum Abbruch rüsteten.

Der Wind hatte sich immer noch nicht müde gelaufen — der mußte einen schweren Spätherbststregen oder einen haushohen Schnee zu schleppen haben, weil er gar so machtvolle Schnauft und wichtig tat.

Einmal — wie der Hans gerade ein neues Bündel Halme erfaßt hatte und einen Blick durch Fenster tat, ersah er, daß die Zigeuner die Decken von den Stangen abnahmen. Die Kinder schlenderten schon den Hang empor. Das glühende Feuer ward mit Erde ausgedrückt, und die Decken wurden über die Schultern geworfen.

Überdem kroch das graue Dämmern aus dem Wald. Der Wind heulte es an; aber es war seine Zeit und so kroch es weiter, lautlos, trübselig. Die Bäume sprühten Tropfen hinein.

Droben gegen den Sonnenwirbel zu kämpften die Zigeuner mit dem Winde, der sie den Tag über in der Talmulde nicht gesehen hatte. Nun wollte er ihnen die Hüllen von den Schultern reißen, nun wirbelte er ihnen die nachtschwarzen Haare um die Köpfe, nun blies er ihnen Regenschauer in die Gesichter.

Der Wagen mit der schützenden Blache und dem Janos wollte um die Dämmerung die Sonnenwirbelstraße herauffahren; dann gab's ein sanftes Schaukeln, wohlige Wärme und ein traumloses Schlummern. Und draußen über die graue Plane stampfte der Sturm und suchte einen Riß, damit er ein Lied darauf spielen konnte.

Und jetzt konnte der Zachenhesselschans sich aufmachen nach der Unruh, das Fanele über die Grünröcke ausfragen und ihm sagen: siehst du, und solch einem willst du dein Herz in die Hand geben, solch einem, dem sie mit dem Schießeisen hinterdrein sind?

Er machte sich also auf den Weg.

Der Wald dröhnte vom Sturm, als sang ein heer darin das Siegeslied nach einer geschlagenen Schlacht.

Aus der Unruh ging schon ein Lichtband in die Dämmerung und sagte dem Zachenhesselschans: die Frauen sitzen droben am Klöppelsack und der Hilari wird angefangen haben, den Hafer zu schlagen.

Wie der Alte ins Haus trat, kam die Resl mit dem Licht aus der Stube, zu schauen, ob etwa ein Zigeuner auf den Flur getreten wäre, weil die Haustür so geschrien hatte. Da sah sie den Nachbar.

Und nun stellte sie gleich die Stallaterne an, um an das Abendmücken zu gehen, und der Hilari warf den Kühen das Heu in die Raufen.

„Fanele, gut ist's, daß wir allein sind. Weißt's schon?“ hub der Hans halblaut an.

„Was ist geschehen?“

„Den Franz suchen sie, weil sie ihn haben wildern sehen.“

„Gelt, du erschrickst mich!“

„Mahr und wahrhaftig, Fanele! Denkt etwa, lieb hat der dich? Denkt etwa, wenn du ihn auf den Knien bittest, er soll

nicht schließen gehn um eurer Liebe willen — er hört auf dich? Der? Nimmer, mei liebs Fanele! Jetzt — wenn er dir heut abend Fensterlin küm, verhehl's ihm nicht, daß die Förster hinter ihm drein sind. Warnen muß ihn wer, weil's sein Tod sein könnte.“

Das Fanele machte sich mit dem Schürzenzipfel die Augen blank.

„Keine Träne sollst du weinen um den! Geht er durch die Lappen, so ist das nur gut für dich und für ihn. Denk nicht mehr an den Franz, Fanele.“

Weil der Hilari in die Stube trat und sich beim Ofen die Pfeife auspockte, redeten sie von den Zigeunern. Der Zachenhesselschans erzählte, was er wußte: vom Zirkus und vom Wagen mit der Blache, dem sie heut abend auf der Sonnenwirbelstraße im Wald begegnen wollten.

Die Mutter rief aus dem Stall herüber nach dem Fanele.

„Gute Nacht,“ sagte der Zachenhesselschans, wie das Mädchen zur Tür hinausprang, und: „Ich muß an ein Heimkommen denken, eh's vollends schwarz wird! Das gibt eine grülige Nacht. Bühlt dich Gott, Hilari.“

Damit polterte er hinaus und zog die Flügel vom Jöpplein fester an.

Blauschwarz stieg es hinter dem Plessen heraus wie ein Hagelwetter im Sommer. Jetzt hing ein Schnee in der Luft; den mußte der Wind erst noch herbeischaffen, nachher konnte er an ein Einschlafen denken.

„So werden wir morgen einschneien im Wald. Ende Oktober — 's ist nicht zu früh, und viel Sonne hat's gehabt in diesem Jahr. Sonst haben wir manchmal den grünen Hafer aus dem Schnee herausgegraben und manchmal . . .“

Diese Worte sprach er noch, während er die Haustür der Unruh hinter sich zuzog, da — holla! Da donnerte ein Schuß aus den Fichten heraus und rannte wie einer, der den Weg im halbfinstern und tiefen Wald nicht finden kann, in alle Täler hinein, bis er sich an den Berg stieß.

Es war, als habe der Sturm einen Augenblick die Posaune abgesetzt, als habe die Riesenorgel im Wald keinen Wind mehr gehabt — jetzt posaunte er wieder, der Sturm, jetzt brausten sie wieder, die tausend tiefen und hohen Pfeifen im Hochwald.

Der Zachenhesselschans wollte ein Stück Pfad abschneiden, lief quer über den Hang hinab und stand bei der Hausecke, an der die Stütze emporstrebte.

Da donnerte es wieder im Walde!

Und noch einmal!

Kaum hatte der Sturm den Hall fortgesetzt, fiel ein dritter Schuß.

Jetzt — vier Schüsse hatte der Zachenhesselschans im ganzen gezählt . . .

Er lauschte noch immer — aber nur der Sturm hatte noch zu reden mit den Waldbäumen und den sprühenden Nebeln.

Deshalb ging der Alte ins Haus und verwahrte die Tür hinter sich.

Während er ein Scheit in den Ofen schob, rechnete er ein Exempel mit den vier Schüssen.

„Das Exempel ist nicht schwer,“ sagte er, „der erste: der Franz hat einen hingerichtet auf den Blazhirsch. Oder war's im Tal? Schien's den Berg heraufzulaufen? Bei dem Sturm kennt einer sich gar nimmer aus in der Gegend. War's im Tal, so wird der Franz haben dem „Schneider“ das Licht ausgetan.“

Wie's gekracht hat, sind die Förster ihm vollends auf die Fährte gekommen . . . Nun — wie könnt's nun weiter sein?

Entweder: der Franz hat schon eine neue Kugel im Stützen gehabt und hat — nein, ein Mörder wird er doch nicht sein wollen, der Franz?

So wird er geflohen sein, und weil er auf den Anruf hin nicht gestanden hat, haben sie hinter dem Sakra dreingebrannt.“

Der Zachenhesselschans hatte darüber das Tranlämplein angestellt und hatte schon einmal das Fenster aufgeschoben und in den Sturm gehorcht. Der überbrüllte alles und wütete, als wollt' er die Berge aus der Erde reißen.

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Bilder aus der Heimat

Reichsstatthalter Mutschmann mit sächsischen Ministern in Ehrenfriedersdorf.

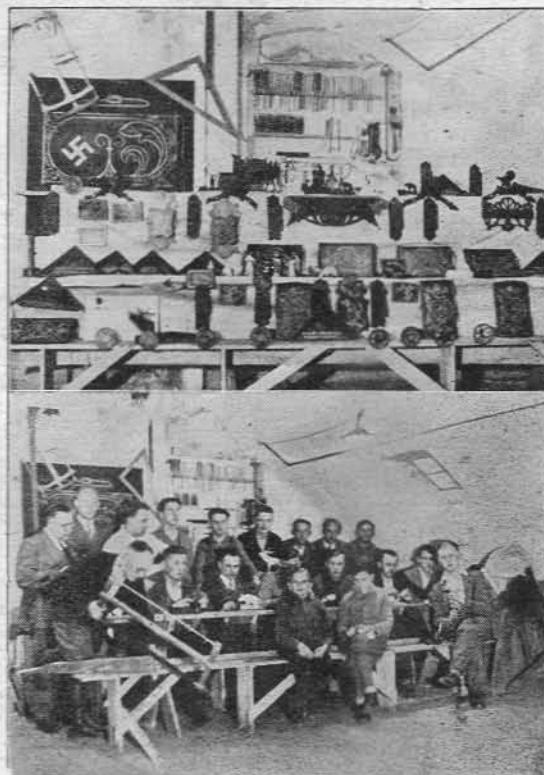
Der Sonnabend vor Pfingsten war ein hochbedeutsamer Tag nicht nur für die alte Bergstadt Ehrenfriedersdorf, sondern für das Erzgebirge überhaupt. Traf doch an ihm Reichsstatthalter Martin Mutschmann von Sachsen mit einem Teil des sächsischen Kabinetts in der Stadt an den Greifensteinen ein, um dort aus zweifachem Grunde zu weilen. Einmal galt sein Besuch der NSDAP., deren SA und SS, weither aus dem Gebirge zu großem Treffen zusammenkam, um den Ministern Sachsns mit dem Reichsstatthalter an der Spitze zu huldigen und so das Erzgebirge als Hochburg der Nationalsozialisten aufs neue angesichts der hohen Gäste zu befunden. Gewaltig war der Zustrom nach der Stadt, ebenso stark, ja flammende Begeisterung, mit der man die Führer Sachsns samt Martin Mutschmann begrüßte. Die Stadt prangte in einem Meer von Flaggen, herzerhebend war die Anteilnahme aller Kreise der Bevölkerung und der überall ungekünstelte Jubel, der sich Bahn brach bei dem gegeisterten Empfang der Volksführer. Ihr Besuch galt dann ferner der Eröffnung der alljährlich stattfindenden Spiele auf der Naturbühne an den Greifensteinen mit der Darbietung der Dr. Reh'schen Passionsspiele. Unsere Bilder zeigen die Mitglieder der sächsischen Regierung nebst dem Reichsstatthalter auf dem Marktplatz zu Ehrenfriedersdorf (von rechts nach links: Wirtschaftsminister Lenk, Reichsstatthalter Mutschmann und Innenminister Fritsch). Auf dem anderen Bild sieht man die Ehrengäste während der Vorstellungen auf der Naturbühne auf den Greifensteinen.



Die sächsischen Regierungsmitglieder in Ehrenfriedersdorf.

Vom Jugendnotwerk in Elterlein.

Die nebeneinander stehenden zwei Bilder zeigen uns die Teilnehmer und einen Teil von dem Geschaffenen des Jugendnotwerkes in Elterlein nach dessen Abschluß. Dank den Bemühungen des Vorsitzenden des Erzgebirgs-Vereins, Berufsschullehrers Lehmann und des Schnitzlehrers, Kunst- und Holzbildhauers Bach jr., war es gelungen, mit finanzieller Unterstützung seitens des Landesarbeitsamtes zur Erhaltung und Ergänzung beruflicher Kenntnisse und Fähigkeiten einen mehrwöchigen Schnitzlehrgang durchzuführen. An diesem Kursus nahmen 20 Arbeitslose im Alter bis zu 25 Jahren teil. Neben der kostenlosen Lieferung des Holzes, der gemeinsamen Schaffung und Benutzung der Werkzeuge, die Eigentum der Schnitzabteilung des Vereins geworden sind, wurde den Teilnehmern alltäglich ein warmes Mittagessen verabreicht. Zweck des Kursus war, die bei vielen Teilnehmern vorhandene bastlerische Begabung fortzubilden. Die Teilnehmer erhielten Anleitung in sämtlicher Holzbearbeitung, im Zeichnen usw. und zeigten in ihrer Tätigkeit ein außergewöhnliches Interesse, insbesondere in der Förderung der volkstümlichen Schnitzkunst. Der Kursus fand in der vom Verein gemieteten Tischlerwerkstatt Möckel statt. Die auf dem oberen Bilde zu sehenden gefertigten Werke stellen nur einen Teil dar und wird die im Winter 1933/34 beabsichtigte Ausstellung von der regen Tätigkeit der Schnitzer Zeugnis ablegen. Der Verein beabsichtigt abermals einen Kursus für die Schulkinder und Jugend und wird zur Anmeldung aufgerufen. Mögen die großen Ziele im Dienste der Heimat jederzeit die rechte Anerkennung finden.



Ein Schwarzbacher Jubelpaar.

In seltener körperlicher und geistiger Frische konnte Ende vorigen Monats das Ehepaar Friedrich Seidel in Schwarzbach das Fest der goldenen Hochzeit feiern. Aus allen Kreisen sind dem Jubelpaar freundliche Glückwünsche gewidmet worden, denen auch wir uns nachträglich von Herzen anschließen. Möge es dem Paar vergönnt sein, noch recht viele Jahre sich eines gesegneten Alters erfreuen zu können.

Sosa als Luftkurort.

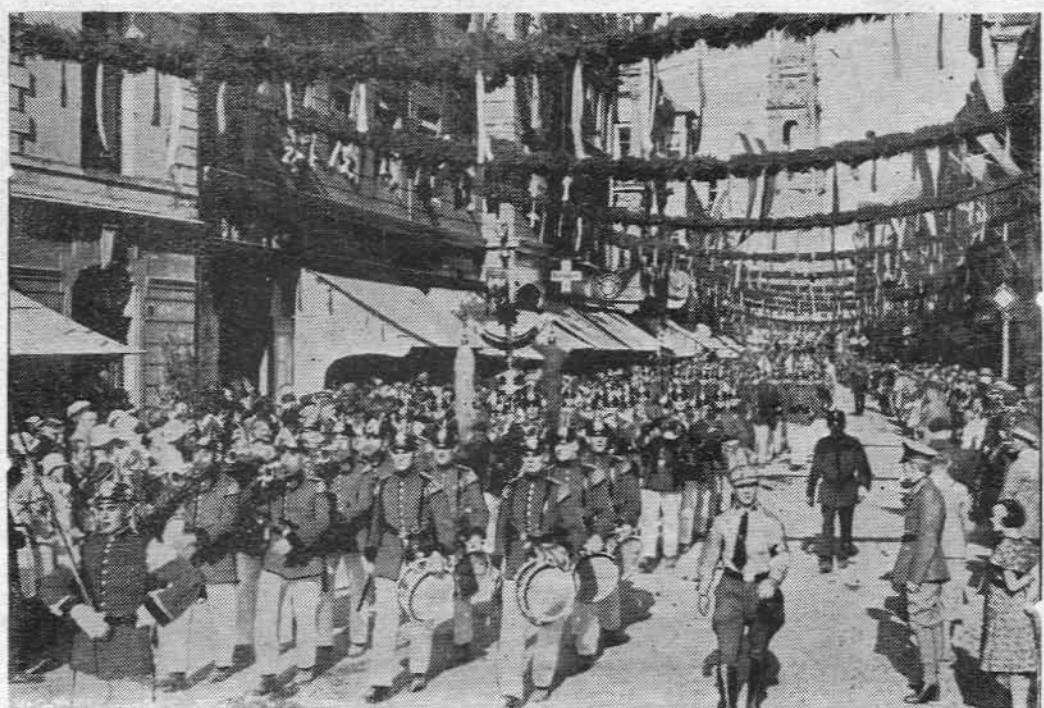
Sosa ist in Wahrheit ein von der Natur besonders begünstigter Ort. Aber Sosa ist nicht nur selbst ein vorzüglich gelegener Sommerfrischchenort, sondern hat auch eine wunderschöne, von herrlichen Nadelwäldern durchsetzte Umgebung, sodaß tatsächlich alle Voraussetzungen für einen Luftkurort gegeben sind, zumal Sosa vollkommen industrielos ist und eben infolge seiner Industrielosigkeit eine ganz reine und ausgezeichnete Waldes- und Bergesluft hier weht. Vollkommen isoliert liegt das schmucke Dörfchen Sosa in einem ringsum von Wald umgebenen Tälchen, der allen Erholungssuchenden, die besonderes Gewicht auf Ruhe, Waldreichtum und Bergeschönheit legen, fast als ein Paradies erscheint. Sosa liegt etwa 600 bis 700 Meter über dem Meeresspiegel am Fuße des weithin bekannten Auersberges. Der Auersberg, auf welchem sich ein modern eingerichtetes Unterkunftsheim mit einem Aussichtsturm befindet, bietet dem naturbegeisterten Auge bei klarem Wetter ein wunderbares Panorama. Er ist 1020 Meter hoch und ist in ca. zwei Stunden von Sosa aus zu erreichen, gehört also mit in die reizvolle Umgegend Sosas. In Sosa selbst werden den Sommerfrischlern in Gasthäusern und Privatgebäuden preiswerte Unterkünfte geboten. Es gibt auch ein komfortabel eingerichtetes Warmwasserbad hier, in dem außer den üblichen Wannenbädern auch medizinische Bäder aller Art verabreicht werden.

Das Bad wird von einem geprüften Masseur geleitet, der auch sach- und fachgemäße Massagen vornimmt. Obwohl Sosa nur verhältnismäßig klein ist (ca. 2700 Einwohner), hat sich auch unser Ort in den letzten Jahren ziemlich modernisiert. Es sind beispielsweise neuerdings eine ganze Reihe kleiner Siedlungshäuser errichtet worden. Ebenso besteht hier ein Schrebergartenverein, ein Sportplatz, ein Touristenheim. Sosa liegt zirka eine halbe Stunde vom Bahnhof Blauenenthal entfernt. Doch ist unser Ort auch auf bequeme und leichte Art und Weise zu erreichen, weil an jedem Zuge Mietwagen von Sosa bereitstehen. Die isolierte Lage Sosas ist früher oft als nachteilig empfunden worden. Doch machen sich angesichts des Tempos der Zeit und der fortschreitenden Kultur mit ihren nervenaufreibenden Folgererscheinungen die Vorzüge einer ruhigen und einsam gelegenen Waldgegend mit ihren idyllischen Plätzen und Wegen immer vorteilhafter bemerkbar, sodaß das, was früher als rückständig bezeichnet wurde, sich immer mehr zum Nutzen der All-



Sosa.

gemeinheit auswirkt. Denn Ruhe und reine Luft sind die Parolen eines jeden Erholungssuchenden! Die Bevölkerung Sosas lebt teilweise von Landwirtschaft. Zum größten Teil aber muß die Bevölkerung, soweit sie nicht als Walddarbeiter im hiesigen Forstrevier tätig oder arbeitslos ist, auswärts in Arbeit gehen, beispielsweise in die umliegenden Metallwarenfabriken in Aue usw. Sosa ist eine ausgesprochene Arbeiterwohngemeinde, die besonders hart unter der Arbeitslosigkeit zu leiden hatte und noch leidet muß. Doch sind die Erzgebirgler bekanntlich sehr anspruchslos und leben meist in bescheidenen Verhältnissen, sodaß sich die Krisen nicht so kräftig auswirken, wie in den Großstädten. Als Heimarbeit kommt für das Erzgebirge, insbesondere auch für Sosa, vor allem die Perlähnerei in Frage, die aber sehr wenig einbringt. Auch die Landwirtschaft ist hier im Gebirge begreiflicherweise sehr mühsam, da einerseits der Boden an sich sehr wenig ertragreich ist und zum anderen die Feldbestellung eben mit Rücksicht auf die bergige Lage auch besonders schwer ist, ebenso natürlich erst recht die Ernte. Die Entstehung unseres Ortes wird auf die Sorben-Wenden zurückgeführt, die dann allerdings später von den Sachsen vertrieben oder verdrängt worden sind. Sosa war früher ein beachtlicher Bergmannsort. Noch heute kann man bei Begräbnissen die traditionellen Trachten der Bergmänner sehen. Auch die Entstehung des Namens Sosa ist nicht einwandfrei festzustellen. Viele behaupten, daß Sosa von „sousen“, d. h. finden, entstanden sei, weil hier in dieser Gegend besonders viel Zinn gefunden worden sei. Sosa ist in früheren Jahrhunderten wiederholt von der Pest und von Stürmen und später auch mehrfach von mehr oder weniger bedeutenden Hochwasserschäden heimgesucht worden. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Sosa, wie überhaupt das Erzgebirge, durch den Eisenbahnknotenpunkt Aue (der in der Nähe, d. h. etwa 2 Stunden von Sosa) liegt, vorteilhafte Bahnverbindungen nach Zwickau, Leipzig, Halle, Magdeburg, sowie auch nach Chemnitz, Riesa, ja selbst nach Dresden und Berlin hat, sodaß auch jeder Großstädter, der noch Arbeit und Brot hat, sich für längere oder kürzere Zeit einmal die Waldes- und Bergeschönheit des Erzgebirges, insbesondere auch unseres schmucken Ortes Sosa mit eigenen Augen ansehen kann. Er wird dann das Erzgebirge bestimmt nicht so leicht wieder vergessen!



Bautzens tausendjähriges Stadtjubiläum.

Wie wir bereits in der „O. Z.“ ausführlich berichteten, beging die Stadt Bautzen ihr tausendjähriges Jubiläum. Unser nebenstehendes Bild zeigt eine Militärkapelle in Friedensuniform in dem großen Festzug, der sich durch die reichgeschmückten Straßen des alten Städtchens in der Oberlausitz bewegte.

Und eine Finsternis fiel auf's Land, schwärzer wie der Wald.

„So muß einer doch nachschauen, ob sie auf der Hölle das Schießen auch gehört haben,“ sagte der Alte.

Er hatte auch die Ofentüre offenstehen gelassen; aus dem Ofenloch lief ein rotes Licht heraus und lief an der Wand hin — zuckend, als blies der Wind hinein.

Nun ging er auf den Flur unter die Treppe, wo die Stalllampe am Nagel hing. Die hatte vier Glaswände rings, damit die Flamme nicht herauslangen konnte ins Stroh; die hatte vier Glaswände rings: so kann der Wind auch nicht hineinlangen ans Licht, und wenn er es noch so wild umtanzt.

Der Hans tat die Scheibe auf an der Stalllampe. Das Licht steckte er am Ofenfeuer an, schloß die Tür vor dem Brand und wollte hinausgehen in Nacht und Sturm.

Aber als er die Haustür aufgefinkt hatte, rief's draußen „Halt!“ und Schritte wurden hörbar.

So läuft der Sturm nicht, und der Sturm hat eine andere Stimme!

„Halt!“ rief einer dem Zachenhesselhans zu?

Wer denn?

Der Tod?

Oder ist sonst einer, der hier „Halt!“ zu rufen hat mit so herrischer Stimme?

Der Zachenhesselhans prallte ein wenig zurück und hob die Lampe hoch, damit er dem ins Gesicht sehen konnte, der hier befohlen wollte.

„Ach, der Herr Förster! Wollen S' noch einmal Platz nehmen im Zechenhaus? 's ist eine arge Nacht, 's ist eine vermaledeite Nacht und ein Sturm —“

„Bleiben Sie an der geschlossenen Tür stehen, immer im Hause, Heger,“ befahl der Förster dem einen seiner Begleiter, wie sie in den Flur getreten waren und die Haustür geschlossen war.

Weswegen ihr da seid, das braucht ihr mir nicht zu sagen, dachte der Zachenhesselhans und sprach:

„Auf die Hölle wollt ich, ein wenig hüzen.“

„Sie bleiben hier, weil Sie im Verdacht der Begünstigung stehen oder kommen könnten,“ wendete sich der Förster herrisch an den Alten.

„Ich? Wieso denn ich?“

„Fragen Sie nicht so einfältig. Stecken Sie ein ordentliches Licht an und führen Sie uns durch Ihr Haus.“

„Ach so, der Herr Förster meint, der Fuchs sei im Bau — und diejen Abend? Und der Fuchs? Nein, Herr Förster, so fangen S' den nit!“

Eine Genugtuung, wie er sie die langen sechzig Jahr noch nicht empfunden hatte, erfüllte in dieser Stunde sein Herz. Was, wollte man aus Ärger über die eigene Dummheit nun auch noch einen ehrlichen alten Mann verdächtigen? Einen Köcher voll Pfeile hatte er in seinen Worten verschossen — in seinen Augen stand nun ein fröhliches Licht. Da fing der Förster wieder an zu poltern:

„Er ist aber in der Dunkelheit entkommen.“

„Haben S' etwas geschossen auf ihn?“ fragte der Zachenhesselhans belustigt.

„Warum fragen Sie?“

„Na, weil der Krach an das Fenster geklopft hat, viermal. Das ist ja ein höllisches Draufbrennen gewesen.“

„Ein Zigeuner, der neben seinem Planwagen herschritt, gab uns durch Zeichen zu verstehen, der Verfolgte sei über den Hau herein entflohen.“

„Der über den Hau? Nein, Herr Förster, der entwischt, wo's am schwärzesten ist. So, jetzt, die Lampe hab ich angesteckt, meine Lederne brauch' ich, denn ich will gerad' einer kleinen Gang tun, und nun gehen S' haussuchen. Für den Fall, daß Sie nir find'n und ein wenig warten wollen auf ihn — er könnt' noch kommen — so will ich einen Trunkelbeerschnaps auf den Tisch stellen. Einen Wein, einen feinen, hab ich nicht im Hau für den Herrn Förster.“

„Ich hab Ihnen schon gesagt. Sie dürfen nicht aus dem Hau.“

„Darf nicht? Ich darf nicht? Hahaha! Nein, Herr Förster, so ist das nicht: meiner Freiheit dürfen Sie mich nicht berauben und wenn Sie gleich ein kaiserlicher königlicher Förster sind. Aber was Se tun dürfen? Einen mitschicken können S' von den Hegern, daß er sich anschaut: ich hab nir zu schaffen mit dem Franz, und ich geh' von hier aus geradewegs in die Höll. Ich aber darf Ihnen wieder nicht das Zechenhaus verbieten, weil Sie in rechtmäßiger Ausübung Ihres Amtes hier sind, wie man das heißt. So stehn die Dinge und — ich geh jetzt. Das Windlampl nehm ich mit mir. Guten Abend die Herrn!“

„So warten Sie noch einen Augenblick, Günther . . .“

„Günther,“ sagte er! Zachenhesselhans heißt ich, Herr Förster; Günther wird nur geschrieben.“

„Ein zweites Windlicht haben Sie nicht?“

„Nein, ein Licht nicht, aber einen Gedanken. Wenn Sie das Stück bis in die Höll mitgehen, so leih ich Ihnen das meinige. Ich, für den Heimweg, borg mir eins in der Höll.“

Aufsuchzen hätte der Hans mögen über diesen Einfall. Aber wenn sich der Herr Förster nicht lächerlich machen wollte, so mußte das Unglaubliche geschehen: sie mußten dem Hans zu dritt das Geleite zur Höll geben, um dann mit seiner Lampe das Hau durchstöbern zu können.

Allso gingen sie durch den verstürmten Wald, in dem die Riesenorgel brauste; sie gingen über das Stachelschwein, auf dem der Sturm stand, der in die Posaune stieß. Ein Regen sprühte und fuhr klingend gegen die goldenen Scheiben der Höll.

„Gute Nacht zusammen!“ höhnte der Hans, „und ich dank schön für die Begleitung.“ Dann gab er ihnen die Lampe und die drei Männer stiegen den Hang empor.

Der Zachenhesselhans pochte an die Scheiben der Höll.

Wie ihm das Wawrl die Haustür aufstat und sich nicht genug wundern konnte, sagte der Alte:

„Leut, es geschehen Dinge am Sonnenwirbel, wie sie nicht geschehen sind, seit der Zachenhesselhans ein junger Sünder war und noch den rostigen Stußen selig gern hatte! —“

Als sie dann am Kachelofen saßen, plauderten und sich die Augen blank lachten, legte der Wind sich draußen schlafen.

Die Mitternacht schlich schon ums Hau, da schritt der Zachenhesselhans mit der gesiebenen Stalllampe heimwärts.

„Halt ein bißl,“ rief er dem Hans-Tonl zu, der die Hau-tür gerade von innen verriegeln wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierohmd



Motten

Eine erzgebirgische Betrachtung von Max Wenzel.

Sizzen mir die Tog gemütlich ben Ohmdassen un ich hatt mer gerod en rachten grüßen Ardäppel agespießt, do springt of amol mei Fraa in der Höh wie — esu sogn wuhs die Leut mit Bilding — vu ener Tarantella gestochen. Se sauset üm Tisch ümering un klatschet in en wag de Händ inenanner, emol übern Tisch, emol unern Tisch; ich dacht net anersch, als se wär verwerrt wurn. Un dos schien aa azecken, dä of emol huppet aa mei grüße Maad niet üm Tisch ümering un klatschet de Händ zam. Mir fühl vir Schraak dar grüße Ardäppel gleich in Kaffetippel nei, doh ofn Tischtuch en haufen Sauerei wur. Un worüm dos alles? —

In dr Luft slug e kaa armselig Wörmel rüm e Ding wie e klaner Schmetterlich, un dan wur nochgestellt, als wenn's e

bieser Adler wär. Ja, es möcht en angst sei, dos Viecherle sehet sich en emol of de Bicken, — do könnst mer e Fauns drwischen, war weß wie gruß; dä wenn sichs üm e settigs Viech hanelt, do wissen de Weibsen net, wu se hiehaae.

Motten!! Wu die ze Strich sei, do hörts beste Familienlabn auf. Es braucht sich när ane sahe ze lassen, do fängt de Fraa a ze wergn un rümzelkabastern. Zeerscht werd dr Kläderschrank ausgeräumt. Dann werd's Kaneppee nuner ofn huf gelästert un ausgekloppt. Kaa Kommodenkasten is sicher, alles werd rüm- un nümgewandt. Wie ich emol in Alkuwen giehe wollt, do flugn mir gleich meine grünen Filzlatzen entgegn, wie mer se när in schlachtsten Winter azieht, um mei Fraa schrier mich aa: „Dos sei de richting Mottenhard!“

's größte Ugelick is oder derbei, doß dos Getu in jeden Sommer vir sich gieht, dan Gott warn läßt. Nu möcht mer sprachen, dos is doch bal gar net möglich, daß die grünen, gescheiten Menschen net mit en setten Klan Schmetterlich fertig warn sollten! Eiju! Dos is schie esu. Mir zwingst hobn die ganzen Gahrhar alles geprubiert, un 's hoot alles nischt geholfen. Zeerscht do hatt de Stubbnachbarn gesah, Zigarrnstampeln un Tobaksoft könnten se net vertrogn. Do hoot sich nu of amol mei Fraa über meine Pfeisen hargemacht. Sinst hoot se immer über dan Duft genörgelt, oder ihe machet se de Pfeisen rä un tat Papier voller Saft schmiern. Dann wur jeder Zigarrnstumpel aufgehuhn. Jo, se konnts bal gar net derwarten un nahm mir schie halbe Zigarrn wag. 's war ekelhaft! Nahm mer eine Gack oder e huf' aus'n Kläderschrank raus un griff in e Tasch nei, — überoll griff mei of e setts Papier oder en Zigarrnstumpf! Genügt hoots oder nischt, ja, wie ich emol en setten Zigarrnraust auswickeln tat- flug weß der Hule, e sette Mott aus dan Stumpel raus, die schien sugar ihr Nasf drinne ze hobn. De Folg war, doß mei Fraa saht, ich sollt billigere Zigarrn kafen, dä die Sorte tät ne Motten, wie's schien, gerod schmecken!

Dann wieder emol hatt jemand geroten, mer sollt Zeitingspapier überol hietue. Inu, doß Gott drbarm! Do hatten mir gerod welche drwisch, die de Motten intressiern taten, dä se warn gar net wag drov ze brenge. Un mr kaa sich doch heizetog werklich net noch drüm bekümmern, wos die Mottenviecher für e pulitische Aussicht hobn!

Dann kam emol die Zeit, wu Mottenpulver agewandt wur. Inu du Ugelick! Lieber zah Mottenlöcher in der huf, wie egal dan Gestank! Wenn mir erngdwu hielame, do dröhren sich allemol de Leut üm, als ob mir e Krankhät an uns hätten. Ich bie bal melancholisch drbei wurn. Un wenn sich heut noch erngdwu e Weibsen nabn mich sehet, dos ihr Kläd frisch aus'n Kläderschrank genomme hoot, do muß ich ausreihen! Vergablich war aa, doß überol Töpp un Schüsseln voller Wasser hiegestellt wurn. Wenn mei Fraa dacht, 's wür noch e paar Togn e Mottenaquarium draus, do hatt se sich geschnierten. Net ein Viech hoot sich drinne dersoffen! Ich saht e manichsmol, vielleicht wärn gar kane mehr do; do saht se oder, mr fähch doch de Löcher, do mühten aa Motten sei!

's Schlimmste is uns oder gene Woch gepassiert. Do wurn of amol meine bädne Gunje esu richtig frank. Se mußten sich brachen un sogn aus wie dr Tud. Mir fiel gleich auf, doß se esu äfällig riechn taten, un ich freget se: „Sogt mir när emol, wos ihr gassen habt! Dos riecht doch wie de leibhaftige Apotheke!“ Erst wollten se net Farb bekenne, oder schließlich saht dr Klane doch, se hätten ofn Küchenschrank e Tütel mit setten grünen, weißen Pfafferminkfugeln gefahne un hätten emol neigelaugt. Mei Fraa fühl bal üm! „Ihr seid doch verwert! Dos warn doch Mottenfugeln!!“

Mr sieht abn, wu Motten sei, do gieht 's Glend-lus. 's gieht oder aa lus, wu kane sei, dä die Fraa möcht ich sahe, die net in jeder uschuldung Flieg e Mott sieht. Un do ka dr Ver-nünftigste — — ihe mußt ich mit Schreiben aufhörn, dä su e Mottenviech flug mer gerod übern Papier wag. Ich hoo erscht e paarmol drnabn gehae, oder zelekt hoo ichs doch drwisch, un — Gott vergab mer mei Sünd — 's war werklich aa när e Flieg!

Mei Alterle!

Von Herbert Groß, Elterlein.

Mei Alterle¹⁾, wie bist du schie,
Ihr Leit, dös müht ihr när verstieh,
Guckt eich de Umgegnd orndlisch ah,
do kimmt ka schenners Staadtel nah.

Dort is dr Ganzbarg²⁾, drübn dr Staa³⁾,
dann kah mer schu von weiten sah,
Wu mir als Gunje rimmgesiehlt,
Reiber un Schanzer hom gespielt.

Un kimmt mer uf'n Schakenstaa⁴⁾,
do weht de Lust fu frisch un raa,
do singt de Zipp, de Larch ihr Lied
un in de Fichtle dr Rehbock stieht.

Un will mer Aussicht hom noch meh,
giehts uf dr Friedrich-August-Höh',
war do net traten kah fu lang,
dar kah sich sezen uf dr Bank.

Elterlein
1925



Von do aus is de Aussicht schie,
sun Uhblick, dann vergißt mer nie,
do sieht mer lieg'n am Bargeshang,
mei Alterle dr Länge lang.

Uf unner Kirchel stulz sei mir,
dös is ne Staadtel schennste Zier.
Un unner Marktplatz, kennt mersch gelab'n,
kenn schennern ka's do rimm net gab'n.

Un war nu fogt, is wär net schie
in Alterle, mög' ruhig gieh,
dort, wu er denkt, wus schenner sei,
wir aber bleib'n ne Staadtel trei.

Su, wie dr Günther-Anton singt,
's jeden nei in Harzen dringt,
war hot lieb sei Hamitsland,
dar liebt a dann sei Vaterland.

1) Elterlein; 2) Galgenberg (links der Scheibenberger Staatsstraße);
3) Stein (im Hammergrund); 4) Schabenstein, beliebter Aussichtsort zwischen Zwönitz und Elterlein.

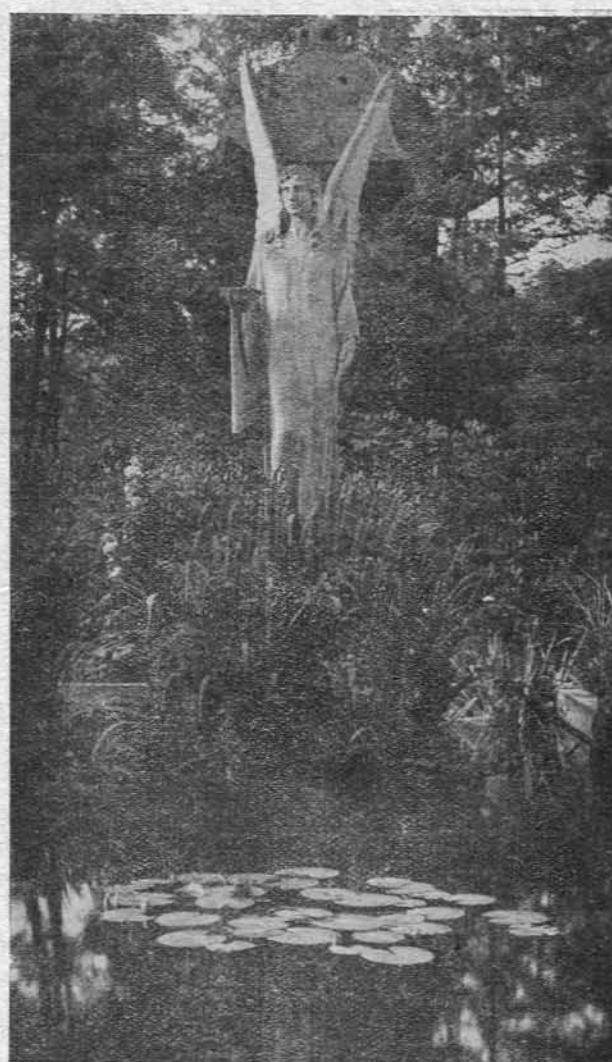
* * *

Ein Bild des Städtchens Elterlein, vom Stein aus aufgenommen, hat den Verfasser zu dem obenstehenden Lied über seinen Heimatort veranlaßt und wurde es von ihm erstmalig zu dem vom F.C. Rasensport-Elterlein am Sonnabend, den 27. 5. 1933, im Saale des Gasthofes „Zur Sonne“ veranstalteten „Erzgebirgischen Heimats- und Liederabend“ zu Gehör gebracht. Ebenso wie dem mitwirkenden Heimsänger Anton Günther, der sich in Elterlein und bei den Mitgliedern des veranstaltenden Vereins sehr glücklich fühlte, wurde Herrn Groß jubelnde Anerkennung zuteil. Ist er doch bereits von früheren Veranstaltungen her der Bevölkerung mit seinem bezaubernden urwüchsigen Humor zur Genüge bekannt. Dem Verein gebührt nochmals für seine Veranstaltung, die jedem Besucher eine bleibende Erinnerung sein wird, besonderer Dank.

Ewigkeitsgedanken zum Trinitatisfest

aus den Werken Karl May's, des

Unser Bild von dem Brunnenengel, der da inmitten einer prächtigen Natur im Garten der Villa Shatterhand in Dresden-Radebeul aufgestellt ist, paßt so recht in den Ernst des heutigen Trinitatsonntags, der uns auch ein ewiger Quell der Gnade, ein Brunnen Gottes sein will. Der Meister, zu dessen Ehren dieses Mal gesetzt wurde, war einer von den Vielverkannten — einer, den die Jugend ob seiner Märchenkunst wohl verehrte, den die Kritik der Welt aber mit Unrecht viel geächtet hat. Kein Leid, ob verschuldet oder unverschuldet, hat den aufrichtigen Gottesglauben und das unerschütterliche Gottvertrauen rauben können, die sich in den Werken dieses bekannten Schriftstellers widerspiegeln. Juist heute zum Trinitatstag wollen wir ihn einmal selbst aus seinen Werken sprechen lassen, damit ihn, den viel Verkannten, die Welt einmal von der wahren Seite kennen lernt, von der Seite des frommen Erziehers unserer Jugend, der er in seinen Bänden wohl viel vom Unrecht der Menschheit zeigt, um sie dann aber auch recht in die Tiefe des Brunnens Gottes schauen zu lassen. In dem Band „Winnetou“ III sagt May u. a.: „Wohl dem Menschen, der sich aus der glücklichen Jugendzeit seinen Kinderglauben hinüber in die Zeit des ernsten Mannesalters gerettet hat. Es gibt ein Auge, welches über alles wacht, und eine Hand, welche selbst die bösesten Anschläge für uns zum Guten lenkt.“ Ist das nicht eine Wahrheit, die jeder Mensch an sich selbst erfahren hat. Wie oft mußten wir doch erkennen, wie sich manch Unglück durch Gottes weise Führung zu einem guten Ende gefügt hat. Deshalb macht Karl May in seinen Werken immer auch den Gottgläubigen offen-



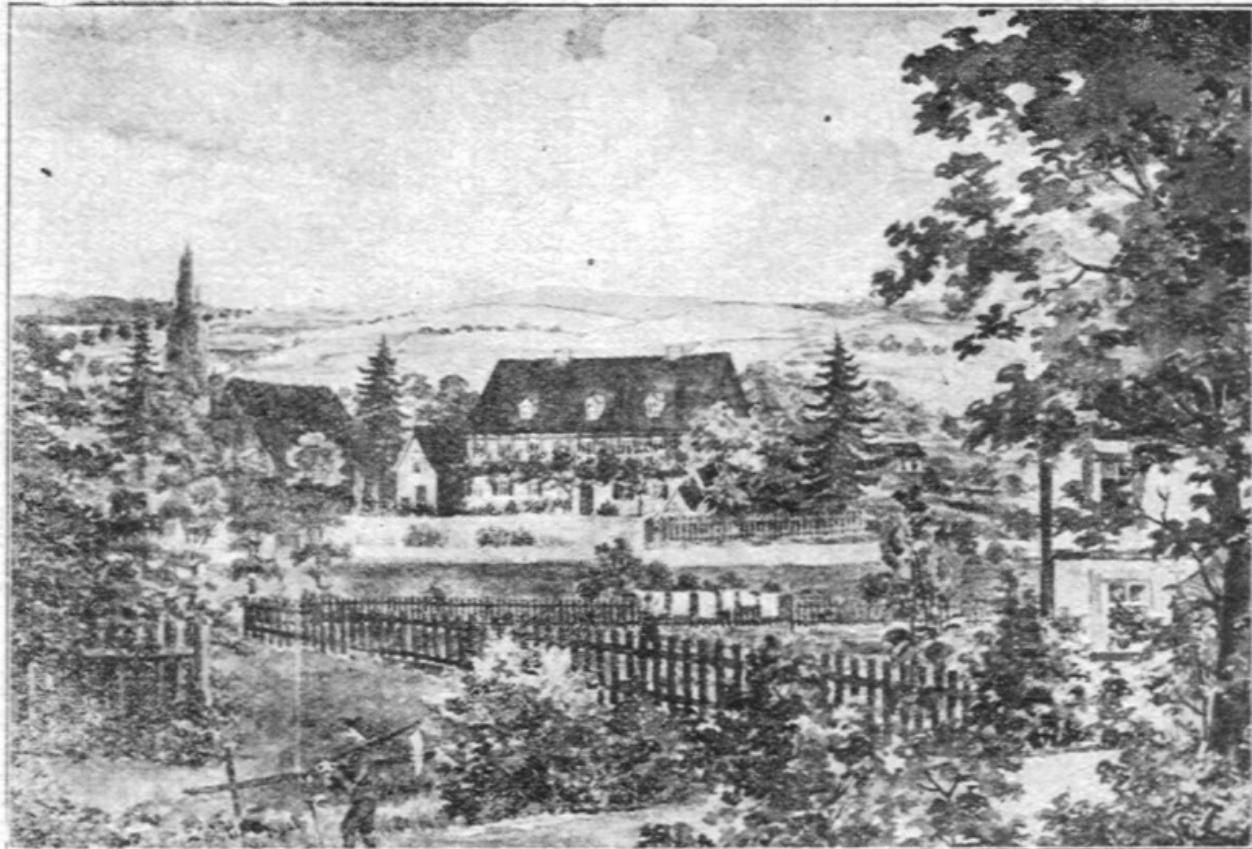
Der Brunnenengel
Staubbild im Garten der Villa Shatterha...
von Professor Paul Peterich.

bar. Ein wirkliches Leben lebt nur der, der in Gott und seiner Liebe lebt. „Im Reiche des silbernen Löwen“, jener Fahrt in märchenhafte Fernen, offenbart sich dieser felsenfeste Glaube unseres Jugenderzählers, wenn er dort schreibt: „Wer keinen Gott besitzt, hat auch das Leben nicht; wer aber weiß, daß er unter dem Schutz des Allmächtigen steht, den sieht keine Angst und kein Bangen an, der fürchtet keinen Feind und keinen Widersacher, denn alle menschlichen Anschläge müssen zu Schanden werden vor dem Willen dessen, ohne den kein Wassertropfen verdunstet und kein Sonnenstäubchen zur Erde fällt.“ Ist es nicht, als wenn der Brunnenengel, der da heute im Bilde vor uns steht, auch diese stille Predigt zu uns halten wollte,

Schriftstellers unserer Jugend.

die Predigt von dem, der ihn ausgesandt hat, seine Werke zu offenbaren und die schweigsam zu machen, die mit Gott hadern und murren wollten. Im Buch der Old Shatterhand klagt der fromme Schriftsteller die an, die sich überhoben hatten, den lieben Herrgott und sein Werk vor den eigenen Richterstuhl zu ziehen. Er macht sie klein zu einer Insektenlarve, die den Adler aus dem Himmel herunterfordern wollte. Ihr seid eine Handvoll Staub nur vor dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Was würde es nützen, wenn wir uns gegen seinen unerforschlichen Ratschluß aufzubauen wollten. Nichts als Gnade aus der Hand des dreieinigen Gottes kann es sein, was uns noch atmen läßt und die große Sonne schauen, die da hoch über uns ihre Bahnen zieht, sieghaft verkündend des Gewaltigen Macht. Sind das nicht wundervolle Gedanken, die da aus den Werken jenes deutschen Jugenderzählers fliegen, dessen Wiege ja bekanntlich unweit unserer Bergheimat im Sachsenland gestanden hat und der auch in der Erde unserer sächsischen Heimat längst nun austrahlt von seinen Werken. Furcht hat er nie in seinem Leben gekannt, weil ers wohl an sich selbst erfahren hat, daß die Furcht immer nur ein Mangel an Gottvertrauen ist. Wenn er so unsere Jugend zur Furchtlosigkeit mit seinen Werken erziehen wollte, dann hat ers wahrlich nur gut gemeint, und wollte Gott, wir könnten alle, wie in seiner „Geographischen Predigt“ gläubig mit ihm sprechen: „Der Tod ist nicht ein Aufhören alles Lebens, sondern nur ein Übergang aus dem „Diesseits“ in das „Jenseits“, aus einer Daseinsform in die andere.“ Deshalb sollte

man, so lesen wir in einem andern Bände May's, „am Grabe eines guten Menschen nie trauern; der Tod ist ja der Bote Gottes, der uns nur naht, um uns zu ihm empor zu führen. . . . Das Leben ist ein Kampf; man lebt, um zu kämpfen, und man stirbt, um zu siegen.“ Wenn wir mit solchen Gedanken morgen zum Trinitatisfest an die Gräber unserer Lieben treten, dann soll uns der Engel des Todes nicht schrecken. Die Wasser seines Brunnens räumen es uns freudig zu: In seinem Lande ist weder Schmerz noch Kummer; der Engel des Todes ist nur ein Freund der Menschen, er bringt das Ende unserer Sünde und den Anfang der Seligkeit.



Das kurfürstliche Jagdhaus in Lauter.
(Nach einem Aquarell von M. Ruscher.)

Elterlein
1925

